

**ROSWITHA SCHIEB**

# LÄRM

**EINE ERZÄHLUNG AM RANDE  
DES NERVENZUSAMMENBRUCHS**

**EDITION A • B • FISCHER**

**S**chon im Garten war das Rauschen zu hören, ziemlich kräftig sogar, und es nahm noch zu, als ich mich durch die Büsche mit den weichen Beeren in Richtung der Häuserreihe schlängelte. Es musste also ein ordentlicher Wellengang herrschen, der in dem Moment, in dem ich das Haus durch den Hintereingang betrat, noch imposanter, noch drängender zu werden schien. Und während ich im dämmrigen Treppenhaus bis ins oberste, ins vierte Stockwerk hochstieg, sah ich die anrollenden und sich überschlagenden Wellenberge schon vor meinem geistigen Auge, grün und aufgewühlt, tosend und sich am Ufer brechend, teils auf dem Kiesstrand auflaufend und sich laut schlüpfend wieder zurückziehend. Wie die Wogen heranrollen, wie die Wellenkämme umschlagen, dachte ich, als ich im obersten Stockwerk angelangt war und die Wohnungstür öffnete. Ich wunderte mich nicht im Geringsten, dass sich in das Brausen, das jetzt noch answoll, hin und wieder Heultöne mischten. Sicherlich waren das die Sturmböen, die der Wetterbericht angekündigt hatte, dachte ich, als ich die Tür zum Wohnzimmer öffnete und die unerwartete Helligkeit, die durch die großen Scheiben fiel, mich zum Blinzeln zwang. Es dauerte einen Moment, bis sich die grünen Wellenberge in meinem Kopf in die unablässig hin- und herjagenden, lackierten Projektile verwandelten, die ich vor mir sah. Der breite Strand war nichts weiter als eine sechsspurige Autobahn, die durch eng bebautes und bewohntes Gebiet führte. Die bunten Autos rasten hin und her. Schwere Sattelschlepper, die vorbeidonnten, brachten das Haus zum Beben, hin und wieder peitschte ein getunter Motor oder ein aufheulender

Krankenwagen wie eine Sturmböe in das gleichmäßige Brausen hinein, hin und her und her und hin sausten alle in höllischer Unerlöstheit.

Ich schlug die Augen auf. Mein Blick verweilte lange auf den knorrigen Kiefernästen und auf den Nadelbüscheln, von denen ich mich geradezu gestreichelt fühlte. Immer noch hallte das Brausen der Autos in meinen Ohren nach, anschwellend, ab-schwellend und wieder anschwellend. Mühsam versuchte ich, die Traumbilder abzuschütteln. Ins Nichts zerfließen sollten sie. Wie gut, dass ich vor ein paar Wochen weggezogen war, aus dem Mietshaus mitten in Berlin ins Grüne, in den Speckgürtel, der hier an dieser Stelle aber gar nicht besonders speckig war, sondern eher mager und bescheiden. Die Wohnung jedenfalls, die ich im ersten Stock einer leicht vernachlässigten Villa gemietet hatte, atmete noch den DDR-Charme der sechziger Jahre in seiner ganzen abgenutzten Zierlichkeit.

Der Vermieter, ein älterer Witwer, der die untere Etage bewohnte, führte ein zurückgezogenes Leben und tat sich ansonsten durch brandenburgische Schroffheit hervor. Er suchte kaum Kontakt, ich auch nicht, aber wenn er mir im Treppenhaus zufällig begegnete, dann konnte es passieren, dass er sich über die Dummheit der Kandidaten in Ratesendungen lustig machte, dann wieder konnte er sich ohne sichtbaren Zusammenhang aufregen über „geschmäckerischen Feinkostblödsinn“. Einmal hatten wir uns am Briefkasten getroffen, als er gerade einen dicken Möbelkatalog durchblättert. Das ist ja wohl der Gipfel der Zumutung, dieses Geduze, wer hat denen überhaupt erlaubt, mich zu duzen? Gestalte dein Schlafzimmer nach deinen eigenen Wünschen und Ideen, wonach denn sonst, eine Unverschämtheit, diese Betulichkeit, rundum versorgen wollen sie einen, fast wie früher, nur ein bisschen schöner und teurer, um alles wollen sie sich kümmern, ums Wohnen, ums Arbeiten, um die Kinder, ums Essen, ums Schlafen, ums Leben, um die Freiheit. Trotzdem mochte ich ihn irgendwie, vor allem aber mochte ich die über die Jahrzehnte mürbe gewordene Villa unter den Kiefern,

zwischen deren Stämmen ein kleiner See hindurchschimmerte, auf dem ich letzte Woche noch ein paar Schlittschuhläufer hin- und hersausen gesehen hatte. Jetzt wurde es langsam Frühling und in die immer dichter werdenden Klangwolken aus Vogelstimmen mischten sich helle Stimmen, die vom angrenzenden Kindergarten her über den Zaun drangen. Ich seufzte ein wenig, hatte ich doch diese Einrichtung beim Einzug im Winter völlig übersehen, aber, Gott, die paar Kinder und am Nachmittag wäre schon Ruhe und am Wochenende sowieso, also viel besser als irgendwelche Nachbarn mit ewigen lärmenden Grill-Partys. Ich versuchte, mich in meinen neuen Koordinaten einzurichten. Die ungewöhnlich breite Kopfsteinstraße vor dem Haus war kaum befahren, der Kindergarten erschien mir harmlos und die älteren Nachbarn zur Seite wirkten sehr still. Am schönsten aber war es nach hinten raus, wo der ganze große Garten voller Kiefern stand, die sich auch jenseits des Zaunes fortsetzten und die Waldstraße und den See säumten. Der See. Er machte mich richtig glücklich. Hier würde ich im Sommer baden können, und schon nach wenigen Tagen fragte ich mich, wie ich ohne Blick auf einen See überhaupt jemals hatte leben können, so schnell lagerte sich sein Bild und der sich unablässig verändernde Widerschein der Wolken auf der Wasseroberfläche in mir ab.



Und doch. Je wärmer es wurde, desto weniger ließ es sich verhehlen, dass etwas nicht stimmte. Kaum, dass der Kindergarten auch das letzte Goldkehlchen, den letzten Schreihs nach Hause geschickt hatte, wurde es auf der Waldstraße hinter dem Haus unruhig. Zunächst hatte ich es noch mit ach, nur ein paar Autos und ein paar Jugendliche abgetan, aber mittlerweile wurde meine Wahrnehmung ab dem Spätnachmittag überscharf. Die Mixtur schriller und dumpfer Hintergrundgeräusche wuchs mit jedem Tag mehr an und begann, immer größere Stückchen meiner Haut abzuschälen. Eigentlich wusste ich längst, was es war. Mädchengekreisch, Flaschenklirren und das Gegröle junger

Burschen mischten sich in eine üble Stampfmusik, die aus einem der Autos scholl. Etwa dreißig Jugendliche hatten sich mittlerweile am See versammelt, johlten und kreischten, pinkelten in die Büsche, zerschlugen leere Bierflaschen an den Kiefernstämmen und richteten sich in wechselnden Gruppierungen um ihre Anführer aus. Etliche Autos standen wie ein Schutzwall vor dem Auflauf, bis an die Zähne aufgerüstete Golfs und ein moosgrüner Amischlitten, dessen Türen aufgerissen waren und aus dessen Anlage die Technomusik dröhnte. Mehrere Motocross-Motorräder standen reihum zur Verfügung, wurden heulend angelassen und jaulten um den See. Eine entfesselte chaotische Kraft wogte auf und ab. Und es blieb nicht bei kurzen wirren Zusammenkünften am Spätnachmittag, die sich dann wieder auflösten, wie es noch im März und im April gewesen war. Stundenlang bis tief in den Abend, manchmal sogar bis tief in die Nacht hinein dehnte sich jetzt im zunehmenden Sommer das Lärmtableau aus, röhrend und heulend, grölend und klirrend. Da war nichts mehr zu überhören und zu übersehen. Ich wunderte mich, dass der Vermieter und andere Nachbarn diese Zusammenrottungen, ja diese Verwilderungen so klaglos hinnahmen. Als ich einmal in meiner Verzweiflung an den hinteren Gartenzaun ging, um auf die jungen Leute mäßigend einzuwirken, ja um sie um Rücksicht zu bitten, scholl mir gleich Dauerwellentussi! entgegen, und Dauerwellentussi, Dauerwellentussi! echote es hin und her, bis das Johlen in ein Pfeifkonzert überging. Sweet little motherfucker, setzte einer eins drauf.

Der Rhythmus der Bässe wucherte in meine Ohren, während ich in all die jungen Gesichter, in die euphorisierten Augen starrte, meinen Blick über die glatten Stirnen, über die eher belustigten als hämischen Münder gleiten ließ. Schlimm sehen sie nicht aus, dachte ich, da muss doch etwas zu machen sein, als ich mich selbst schon gleichzeitig etwas von Rücksichtnahme, Nachbarschaft, dünnen Nerven und leiserer Musik sagen hörte. Die Antwort eines der Anführer, jetzt haben Sie aber ganz schön in die Scheiße gelangt, setzte überdurchschnittlich viel Adrenalin in mir frei,

von den Gelächtersalven noch befeuert, während die Bässe in meinen Schläfen klopften und meinen Herzschlag synkopisch veränderten. Die jungen Leute, die meisten schon über achtzehn, also bereits junge Erwachsene, wie ich feststellte, hatten sich etwas näher in Richtung Zaun begeben, wo auch die fünf, sechs Motocross-Fahrer auf ihren unregelmäßig tuckernden Maschinen zum Halten kamen und mich musterten. Die kreischende Bitte eines Mädchens an einen Dommi, lauter zu machen, führte dazu, dass der Besitzer des Amischlittens augenblicklich an seinen Boxen herumdrehte. Plötzlich stand der patzig hervorge-schleuderte Satz wir sind viel mehr, deshalb haben wir recht, das ist doch wohl Demokratie, oder? zwischen uns. Doch gerade, als ich ihn mit Überlegungen wie Minderheitenschutz als Kern der Demokratie entkräften wollte, fuhr mir schon nach den ersten Worten jemand über den Mund und stieß triumphal hervor, dass sie übrigens immer hier seien und immer hier gewesen seien, dass sich ihre Eltern hier schon getroffen hätten und dass ich sie nie loswerden würde, nie, nie nie. Dann zeigten sie ihre Zähne und begannen zu drohen, dass sie sich in Zukunft immer hier versammeln würden, sommers wie winters und auch bei Regen, ja, sogar zelten käme für sie in Frage, bei Tag und bei Nacht würden sie ihren Treffpunkt verteidigen, falls ich sie nicht in Ruhe ließe. Also passen Sie auf, Sie können uns gar nichts, ich zahle nämlich schon Steuern, also darf ich hier auch machen, was ich will, stieß einer der Anführer voller Genugtuung hervor. Als ich sie beschwor, sich auf der anderen Seite des Sees zu treffen, wo sie niemanden stören würden, schämte ich mich gleichzeitig dafür, wie altbacken pädagogisch meine Worte in ihren Ohren klingen mussten, hatte ich doch auf Rücksichtnahme gepocht. Und doch wirkte mein Vorschlag ungemein anregend, denn nun gab es Forderungen nach einem Mega-Ghettoblaster, den ich ihnen für die hintere Seeseite spendieren sollte, und zwar mit einem Riesens-akku und einer Riesen-Powerbank. Das Gelächter, das mir entgegenschlug, schallte wie eine Ohrfeige, von der ich mich noch nicht erholt hatte, als eine vor Selbstmitleid triefende Stimme zu

greinen begann, dass sie schließlich nicht wüssten, wo sie sonst hingehen sollten, die meisten Jugendclubs seien doch geschlossen, niemand will uns haben, überhaupt niemand. Ich spürte, wie langsam, aber unabwendbar Weißglut in mir aufstieg. Junge Erwachsene, dachte ich, die sich benehmen wie dreizehnjährige Flegel, mit der Axt müsste man ihre Musikmaschinen zerhacken, am besten auch gleich ihre Motoren. Ultima ratio wäre ein Maschinengewehrnest auf meinem Balkon, dachte ich, als ich mich schon Ende der Debatte mit eiskalter Stimme hervorstoßen hörte, Ende der Debatte, entweder Rücksicht oder Polizei. Die Pfiffe und Buhrufe, die hinter mir hergellten, hatten die Macht, meinen ansonsten wohlgeordneten Herzschlag längerfristig durcheinanderzubringen. Das Gehämmer schien noch zuzunehmen. Die Polizei, die zwei Stunden später eintraf, wurde von den jungen Leuten lauthals, fast freudig begrüßt. Ich beobachtete die Feilspäne, die sich artig um die beiden Polizisten herum ausrichteten. Das Gespräch zog sich in die Länge und schien mild und freundschaftlich zu verlaufen. Kuschtaktik, knurrte ich innerlich. Das Gehämmer wurde gedrosselt, aber sofort, nachdem die Polizisten abgefahren waren, wieder auf volle Lautstärke gedreht. Ich vermeinte zu spüren, wie ich den Boden unter meinen Füßen verlor und in einen Keller voller schartiger Geräte fiel, in die Schneiden von Pflügen, Sicheln und Sensen. Nach nichts als Ruhe sehnte ich mich an diesem fast unreal perfekten Maienabend, zog alle Vorhänge zu, verstopfte mir die Ohren mit Lärmstöpseln und verkroch mich im abgewandtesten Zimmer meiner Wohnung. Ich schloss die Augen. Erstmals seit Stunden hörte ich nur meinen eigenen Herzschlag und bloß meinen Puls in den Schläfen klopfen. Immer wieder spitzte ich die Ohren, ob nicht doch noch Spurenelemente anderer Geräusche eindringen. Aber so sehr ich mich auch anstrengte, ich hörte nichts weiter als mich selber. Endlich blieb ich mit mir und meinen schwarzen Gedanken allein.



Als ich meinen Vermieter auf der Treppe traf, überfiel ich ihn ohne nachzudenken und erzählte von den armen jungen Steuerzahlern, die keiner haben will, von Dommi mit seinem Amischlitten, vom Grölen, Kreischen und Pöbeln, von den Scherben, von der Stampfmusik und vor allem von den frechen Drohungen mir gegenüber, stieß aber auf Granit. Die waren immer da, sagte er mürrisch, ich hör die gar nicht, mein Schlafzimmer ist ja auf der anderen Seite, und wenn es mir zu bunt wird, dann drehe ich einfach den Fernseher lauter. Er nahm die jungen Leute sogar in Schutz, da sie schließlich von hier und im Grunde harmlos seien, da gebe es ganz andere Sachen, woraufhin er sich wortreich über das Schicksal eines Bekannten ausließ, der in die Uckermark gezogen sei, ruhesuchend vor dem Lärm der Großstadt in einem ganz kleinen stillen Dorf, eher Vorwerk. Und dort, ausgerechnet dort in der Einöde sei er von heavy-metal-Klängen belästigt worden, die einfach aus der Landschaft herandröhnten, und wissen Sie, wo er die Quelle des Lärms dann ausfindig gemacht hat? Fünf Kilometer entfernt in einem einsamen Gehöft, in das ein Rocker aus der Stadt gezogen war, um hier in aller Abgeschiedenheit endlich seine Musik voll aufdrehen zu können, der hatte Boxen groß wie Schrankwände, keine rechtliche Handhabe gab es gegen den, das sind echte Probleme, dagegen ist unser See hier doch kikifax und mir wirklich schnurzpiepe. Fünf Kilometer. Von fünf Kilometern Reichweite hatte meine Mutter immer wieder gesprochen. Bis zu dieser Entfernung waren damals noch Wortfetzen der Propagandabeschallung zu hören gewesen, kurz nach dem Mauerbau, als die Machthaber aus dem Ostsektor mit einer Lärmoffensive den Westen einschüchtern wollten. Erst, hatte meine Mutter erzählt, waren es heisere Lautsprecherwagen, die an der Mauer postiert wurden, dann montierte man größere und bessere, sechs pro Wagen, und aus diesen riesigen Lautsprechern dröhnten in höchster Lautstärke Propagandasendungen, Tag und Nacht. Die waren derart laut, dass man in Wohnungen an der Sektorengrenze sogar bei geschlossenen Fenstern kaum das eigene Wort verstehen konnte,

meine Mutter hatte ja die Mauer direkt vor der Nase, sie konnte wunderbar in den Ostteil gucken, aber an schlafen war gar nicht zu denken. Die haben kranke Menschen da, hat sie immer gesagt. Der Vermieter runzelte die Stirn und winkte ab. Alles lange her und wer weiß, ob es überhaupt stimmt, sagte er und wandte sich brüsk zum Gehen.

Am späten Nachmittag setzten Motorenlärm, Gewummer und Gegröle erneut ein. Meine Nerven lagen blank, Einfallstore für ohnmächtige Verzweiflung. Von meinem Balkon aus beobachtete ich das Auf- und Abgewoge der Jugendlichen auf der Waldstraße zwischen Seeufer und Autoschutzwall. Nach einer Weile merkte ich, dass ich mir mehrere Nagelbetten tief eingerissen hatte.

In dieser Nacht kam niemand zur Ruhe. Die Jugendlichen schienen sich vermehrt zu haben und bewegten sich als schwarzer Pulk zwischen den Kiefernstämmen. Immer wieder rührte der Amischlitten die Waldstraße entlang. Getunte Golfs fuhren holprige Wettrennen. Wenn die Autotüren aufgerissen wurden und die Besatzung wechselte, drang das Klopfen der Bässe tief in die Zimmer der Häuser ein. Dem Türeinzuknallen folgte das Aufheulen der Motoren. Motocross-Fahrer versuchten sich in Fehlstarts und schienen den Ehrgeiz entwickelt zu haben, sich beim Abwürgen der Maschinen zu übertrumpfen. Der Rest der Menge erging sich in Rülpeln und Kreischen. Ich hielt es nicht mehr aus. Ich musste etwas unternehmen.

Eine schwarze Marmortafel fiel mir ein, die ich einmal auf dem Weg zu einem Psychologen an der Hauswand einer alten Villa gesehen hatte. In goldener Frakturschrift war auf der Tafel zu lesen gewesen *Die größte Offenbarung ist die Stille*, und beinahe hätte ich an dem Haus geklingelt, um den Besitzern meine Zustimmung zum Ausdruck zu bringen, bremste mich aber im letzten Moment, als mir einfiel, dass die heutigen Bewohner etwa vier Generationen später keineswegs hinter dem Bekenntnis an der Wand ihrer Villa stehen müssten, im Gegenteil könnten sie sogar Anhänger ausschweifender Gartenpartys und kreischender Poolbelustigungen sein. Der Psychologe übrigens hatte

mich davon in Kenntnis gesetzt, dass Lärmempfindlichkeit angeboren sei, man könne nichts dagegen machen, man könne sich nur schützen. Möglicherweise ginge die heftige Ablehnung bestimmter Geräusche auf Erfahrungen schon im Mutterleib zurück. Habe sich ein Fötus, ein Embryo in einer lärmarmen Umgebung entwickeln können, würde er später vermutlich viel lärmempfindlicher sein als einer, der unter den Klängen eines unablässig dudelnden Radios und lauter Stimmen herangewachsen sei. Aber diese Erkenntnis nutzte jetzt auch nichts mehr. Ein Segen, dass ich frühzeitig Lärmstöpsel aus weichem Kunststoff entdeckt hatte, die viel wirkungsvoller waren als Ohropax, und die besten mit der höchsten Dezibelminderung gab es in einem Geschäft für Arbeitsschutzmaßnahmen, eine Art Großhandel, wo mir nichts anderes übrig geblieben war, als einen ganzen Karton mit hundert Stück zu erwerben, was mich nicht störte, hatte ich doch so immer genügend Nachschub und konnte auch noch lärmempfindliche Freunde und Bekannte damit versorgen. Sogar einen Kopfhörer, der sich über die Ohrmuscheln saugen und für Stille wie im Aquarium sorgen sollte, hatte ich mir extra aus den USA kommen lassen. Schlecht war er nicht, einiges dämpfte er durchaus, wobei er es natürlich nicht schaffte, alle Geräusche zu tilgen, aber nach einer Weile drückte er auf den Ohren und auf dem Kopf wie ein Helm, weswegen ich ihn nicht oft trug.

Ich beschloss, meine unterbrochenen Forschungen über lärmempfindliche Schriftsteller, Künstler und Komponisten fortzusetzen. Proust mit seinem legendären Korkzimmer war wohl der bekannteste, der in eben jenem Zimmer, asthmakrank wie er war, geschrieben hatte, *das Rasseln meiner Atemzüge über-tönt das meiner Feder und eines Bades, das man im Stockwerk unter mir einläßt*. Seit Tagen suchte ich in einem der opulenten Romane von Wilkie Collins das Fragment über ein Sanatorium, das mit ganz besonderer Ruhe warb, kein Motorengeräusch gab es da weit und breit, kein Bauernhof mit landwirtschaftlichen Maschinen und blökenden, krähenden, muhenden, bellenden,

gackernden und schnatternden Tieren durfte in der Nähe sein, keine Straße, keine Musik, keine Menschen und vor allem nicht das kleinste Bisschen von Kindergeschrei, ein wahrer Traum. Aber so sehr ich auch suchte, ich fand die Stelle nicht wieder. Dafür entdeckte ich einen Brief Flauberts an die Brüder Goncourt, in dem er, der sich wohlweislich aufs Land zurückgezogen hatte, einen schlimmen Tag in Paris schildert, wo ihn nachts eine Hochzeit mit *Posaunengedröhn und Trommelwirbel* am Schlafen hindert, morgens um sechs Uhr bereits die Maurer Lärm machen, weswegen er verzweifelt und zermürbt ins Grand-Hotel umsiedelt. Als er sich dort gerade zur Ruhe begeben will, werden jedoch im Zimmer nebenan Kisten zugenagelt, woraufhin er ins nächste Hotel flieht, wo er von den Rufen Reisender, vom Wagenrollen und vom Eimerklappern im Hof enorm belästigt wird. In einem weiteren Domizil, in dem er zumindest ein Nachmittagsschläfchen zu halten versucht, stören ihn erneut Maurer, später in einem öffentlichen Bad die Stimmen spielender Kinder und ein Klavier. Als abends im Café de l'Opéra ein Gast neben ihm plötzlich laut zu brüllen beginnt, beschließt er mit zerrütteten Nerven, noch abends mit der Kutse so schnell wie möglich aufs Land zurückzufahren, um der lärmenden Hölle von Paris zu entfliehen.

Die Hölle. Dante schon stellte sie sich als Stätte ewigen peinigenden Lärms vor. Kafka wurde in Marienbad immer wieder von seinen Zimmernachbarn, von lauten Stimmen und eingeschlagenen Nägeln gequält, sehnte sich den *Trost eines stillen Zimmers* herbei, der ihm während seiner Kuraufenthalte nicht gewährt ward, floh in die Wälder der Umgebung und fand nur ein einziges Mal bei kaltem Wetter, das alle anderen nach drinnen trieb, auf dem Balkon sitzend *fast die Stille, die ich will*, denn er hörte von der Hauptstraße nichts als *das gleichmäßige mich nicht störende Gemurmel*. Auch für Hofmannsthal, las ich voller Anteilnahme, bestand der Kuraufenthalt in Marienbad in einer einzigen lärmenden Anstrengung und er klagte, dass ein *geräuschvoller Speisesaal* ihm *heftige physische Schmerzen*

*im Genick* bereite. Die Lärmempfindlichkeit Kafkas wiederum ging sogar so weit, sein Zimmer zu Hause als *Hauptquartier des Lärms der ganzen Wohnung* zu bezeichnen, in dem ihn nicht nur Schritte, die zuklappende Herdtür, der *nachschleppende Schlafrock* seines Vaters, Kratzen im Ofen, Rufe und Stimmen und das Aufklinken der Wohnungstür stören, sondern auch das Gepiepse und Gesinge zweier Kanarienvögel, *der zartere, zerstreutere, hoffnungslosere Lärm* – eine eher kammermusikalische Belästigung, die der Erzählung dennoch den Titel *Der große Lärm* verleiht. Sehr Viele waren es, die von ihrer eigenen Lärmempfindlichkeit bis zum Äußersten gepeinigt wurden, wie ich erstaunt feststellte. So zog sich Gustav Mahler zum ungestörten Komponieren an einen kleinen Ort auf dem Lande zurück, wo er die strengsten Regeln gegen jegliches Geräusch verhängte: Dorfkindern war es untersagt, auf der benachbarten Wiese zu spielen, Katzen, Hunde, Gänse und Hühner mussten von seinem Grundstück ferngehalten und durchziehende Musikanten auf der Stelle verjagt werden. Schon Georg Christoph Lichtenberg, so las ich, war *außerordentlich empfindlich gegen alles Getöse*, es sei denn, es habe einen vernünftigen Zweck, dann, aber auch nur dann verlöre es unmittelbar seinen *widrigen Eindruck*. Und bei Hermann Stehr, dessen kryptisch-raunenden Ton ich allgemein wenig schätzte, fand ich immerhin die Anweisung, wie man mit seiner Seele zu verfahren habe, wie jemand nämlich, *der in seinem Hause einen Raum sucht, wo er am ungestörtesten ist. Denn alles könne die Seele ertragen, nur keinen Lärm. Sie ist still und geheimnisvoll wie das Lautlose, aus dem der Getreidehalm wächst und der Klee blüht.*



Schmidt, Ordnungsamt, hörte ich am nächsten Morgen aus dem Hörer bellen. Als ich wortreich begann, die verwahrlosten Zustände am See zu beschreiben, unterbrach mich der Leiter des Ordnungsamtes sehr bald und fragte mit onkelhafter Stimme, ob ich denn selber Kinder in diesem Alter hätte? Sehen Sie, sehen Sie, belehrte er mich, da können Sie ja gar nicht mitreden, worauf-